Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32. Grand Island, Nebr., 29. März 1912 (Zweiter Theil.) Nummer 33

Vom Finden.

Von Werner Horn.

Und Tausende gehen einander vorbei,
Ein Jedes mit anderer Melodei,
Ein Jedes so gut und so schlecht es will,
In Jedem klingt's leise, bald weich, bald schrill.

Dann führt das Schicksal zwei zusammen, — —
Es knistern und prasseln verhaltene Flammen,
Und jedes Einzelnen Melodie
Fließt lösend zusammen zur Harmonie.

Bald klingt es wie träumender Zimbelschlag,
Bald rast's wie Gewitter am jüngsten Tag,
Bald schluchzt's wie die Geige, die Liebe steht,
Wenn der Pußta-Abend zur Neige geht.
Bald tönt es wie wildes Schlachtgebrüll,
Und alles zittert vor dem „Ich will!" — —

Und Tausende gehen einander vorbei
Ein Jedes mit anderer Melodei — —
Zwei aber singen, wie's so geschieht,
Das ewig-mächtige, hohe Lied.

Die beiden „Omnibusse".

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Max Riegner.

Herr Renner, Teilhaber der Firma Barley & Renner, Stellenvermittelung, Spezialität Hotel- und Restaurant-Personal, saß in seinem Privat-Kontor und spielte mit seiner schwarz-gelb-grüngefärbten Katze. Das tat er immer, wenn er vielbeschäftigt war. Und augenblicklich war er vielbeschäftigt. Denn es war um die Zeit zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags. Das Lokal war gedrängt voll von Kellnern, Köchen, Barkeepern, Geschirrwaschern, die von ihren „Mittagsplätzen" kamen und schnell auf ein paar Minuten in der „Office" vorsprachen, um eine Zigarre zu spendiren, sich „Extra-Jobs" zu sichern oder sich nach anderen Arbeitsplätzen umzusehen. Den Verkehr mit den Kunden besorgte Herr Wolf, der „Manager" des Hauses.

Nur Prinzipale, die Personal engagieren wollten, wurden in das Allerheiligste eingelassen, in dem Herr Renner mit der Katze spielte. Von der Katze fiel zufällig sein Blick auf die Straße, eine typische Ostseitestraße mit riesigem Verkehr, auf der ihm zwei Gestalten durch ihre in der Gegend selten gesehene Eleganz in's Auge fielen. Frisch, wie vom Schiff gekommene, in New York neu ausstaffirte deutsche „Grünhörner". Kleidung, Krawatte, Hüte, Schuhwerk, alles tadellos. Suchend musterten die Beiden die Firmenschilder, um schließlich die Stufen zu Barley & Renner hinaufzusteigen, wo sie der Manager mit einem fragenden Blick betrachtete, als wollte er sagen: „Wie hab't Ihr beide euch hierher verlaufen." Er sagte dies aber nicht, sondern fragte nur kurz: „Sie wünschen?"

„Wir wünschen Herrn Barley zu sprechen."

„Herr Barley ist ausgegangen."

Herr Barley hatte nämlich die Eigentümlichkeit, immer ausgegangen zu sein.

„Dann wünschen wir Herrn Renner zu sprechen."

„Herr Renner ist beschäftigt."

„Ganz gleich, wir müssen ihn sprechen."

„Herr Renner hat keine Zeit, sage ich Ihnen", erklärte der Manager, durch den energischen Ton gereizt, etwas schärfer: „Was wollen Sie?"

„Wir wollen arbeiten."

„Arbeiten!? Als was wollen Sie denn arbeiten? Haben Sie denn hier schon gearbeitet?"

„Nein; aber wir wollen als „Omnibusse" schaffen. Das Wasser steht uns bis an den Hals, und wir müssen Geld verdienen. Lassen Sie uns mit Herrn Renner sprechen; abweisen lassen wir uns unbedingt nicht."

Noch eine Weile hin und her, und die Beiden wurden in's Allerheiligste eingelassen.

Herr Renner blickte von seiner Katze auf.

„Also arbeiten wollen Sie?" meinte er zweifelnd. „Leute, die aussehen, wie Sie? Tut mir leid. Habe keinen Platz frei." Damit öffnete er die Tür.

„Schön, dann kommen wir morgen wieder."

„Wolf", sagte Herr Renner, nachdem sich die Tür geschlossen. „Wozu läßt Du mir solche Leute ein? Wenn sie wiederkommen, bin ich auch ausgegangen."

Herr Renner war aber nicht ausgegangen, als sie wiederkamen, denn sie erwischten ihn, gerade, als ob sie ihm aufgelauert hätten, in der Tür, als er ausgehen wollte. Und nun erzählten sie ihm eine rührende Geschichte. Söhne aus guter Familie, hier gescheitert. Niemanden, an den sie sich wenden könnten; zu stolz, nach Haus zu schreiben, und vor allem entschlossen, zu arbeiten. Und dies sofort.

Es schien Kern in den jungen Leuten zu stecken, so daß Renner, ganz gegen seine Gewohnheit, sich zu einer längeren Rede verstieg, in der er ihnen klar machte, daß das Kellnergeschäft ein schweres Handwerk sei, daß sie besser täten, sich einem kaufmännischen Beruf zu widmen. Er wurde ganz väterlich und meinte zuletzt:

„Meine Herren. Ich habe auch als Kellner angefangen. Damals „war noch etwas" in dem Geschäft. Aber wenn ich damals Jemanden gehabt hätte, der mir so aufrichtig geraten hätte, wie ich Ihnen, so wäre ich vielleicht heute Millionär statt Inhaber dieses Vermittelungsbureaus."

Es half Alles nichts. Die Beiden blieben fest.

Jetzt wurde Renner wieder geschäftlich.

„Haben Sie denn noch Geld, die Gebühr von anderthalb Dollars für den Platz zu bezahlen?" war seine Frage, die prompt mit „Ja" beantwortet wurde. Merkwürdige Kerls, dachte der Vermittler. Elegant angezogen, noch Geld in der Tasche, und wollen arbeiten. „Wolf", rief er dann, „können wir die Beiden zu Palms schicken?"

Palms ist ein fashionables Restaurant am Broadway.

„Ja; Palms brauchen noch zwei Leute, wenn sie saubere Jacquets und Schürzen haben."

Die Beiden erklärten, auch damit versehen zu sein. Nur hatten sie noch eine Bitte. Sie wollten Abends arbeiten. Von Früh bis Abend, wenn's sein mußte, aber jedenfalls Abends.

Das war auffallend. Schon vorher war Renner aufgefallen, daß sie dringend gewünscht hatten zusammenbleiben zu dürfen. Immerhin, sie machten einen so biederen Eindruck, daß jeder Verdacht, den diese Wünsche wecken konnten, schwand. Sie gaben ihre Namen, Hans Hessen und Ludwig Aßmussen, wurden eingeschrieben und luden ihre anderthalb Dollars ab, während Renner ihnen eine Empfehlungskarte an den Palmsschen Geschäftsführer ausfertigte, natürlich enalisch.

„So", meinte Herr Renner, „das Lokal ist am Broadway und die Karte gebt Ihr ab." — „Oh- that's allright, ich weiß schon" — unterbrach ihn der Eine, der sich Aßmussen genannt hatte, und steckte die Karte zu sich.

Erstaunt blickte ihn Renner an. „Sie wissen schon? Sprechen Sie denn englisch?"

„Ach, ich kann's ein bischen lesen", war die sichtlich etwas verlegene Antwort. Hab's in der Schule gelernt, und hab' Ihnen beim Schreiben über die Schulter gesehen."

Das war wieder auffallend. Es konnte ebenso gut wahr sein. Dann wurden die Beiden abgeschickt.

„Wolf", sagte Renner, als sie draußen waren. „Weiß der Teufel, ob wir da nicht eine Dummheit gemacht haben, daß wir die Zwei zu Palms schicken. Die Sache kommt mir beinah' verdächtig vor. Na, wir werden ja sehen, wie die Geschichte läuft."

Am nächsten Vormittag 11 Uhr, es war an einem Samstag, dem geschäftigsten Wochentag aller New Yorker Restaurants, besonders der eleganten im Theaterviertel, traten bei Palms zwei Omnibusse an, wie sie selbst dieses elegante Broadwaylokal noch nicht gesehen hatte. Tadellose Jacquets, elegant gebügelte Beinkleider, spiegelblanke Schuhe, blüthenweiß gestärktes Oberhemd. Wie aus dem Ei gepellt. Und eine Arbeit leisteten sie, daß den Kellnern, denen sie als Hilfe zugewiesen waren, das Herz im Leibe lachte.

Selbst Herrn Palm, der zwar sein Auge überall hat, aber sich sonst um Kleinigkeiten, wie einen Omnibus, nicht kümmert, fielen sie auf: „Das sind die patentesten Burschen, die uns Barley & Renner je geschickt haben", meinte er zu seinem Geschäftsführer. Die müssen sicher schon „drüben" Kellner gewesen sein. Hoffentlich schlagen sie auch sonst gut ein."

Die Beiden arbeiteten mit einer solchen Emsigkeit, daß Herr Palm persönlich ihnen um neun Uhr abends empfahl, eine Pause zu machen, und eine Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Nur mit einem „Tisch" schienen sie im Vorübergehen Blicke gewechselt zu haben. Aber das konnte auch ein Irrtum sein. An dem Tisch saßen ein paar bekannte Millionäre mit ihren Damen, die schwerlich Augen hatten für die Bedienung, so lange an dieser nichts auszusetzen war. Und auszusetzen war an den Beiden nichts.

Als gegen ein Uhr Morgens das Lokal geschlossen wurde, wurde unter den Kellnern die übliche Kollekte für die Omnibusse vorgenommen; jeder der beiden erhielt dreißig Cents, die auf seinen Anteil kamen, und damit empfahlen sie sich. Ihren Arbeitslohn verlangten sie nicht. Die Anweisung auf sechzig Cents war so gut wie baar Geld. Das blieb ihnen ja sicher, wenn sie wiederkamen.

Sie kamen aber nicht wieder.

Sonntag Mittag läutete das Telephon bei Barley & Renner.

„Hier Palms. Bitte, schicken Sie uns sofort zwei neue Omnibusse. Ihre beiden Patentgrünhörner sind nicht wieder aufgetaucht."

„Nanu? Haben sie etwas „ausgefressen"?"

„Bis jetzt ist uns hier nichts aufgefallen. Vielleicht kommt noch was nach. Aber schade. Es waren nette, fixe Kerle. Schicken Sie uns nur wieder zwei von der Sorte".

„Ja, wenn ich könnte", seufzte Herr Renner und schickte Ersatz. „Wolf", sagte er, „jetzt bin ich wirklich neugierig, was da noch nachkommen wird." Und Wolf war ebenfalls wirklich neugierig. Und es kam etwas nach.

Montag Abend kamen zwei mit höchster Eleganz gekleidete Herren, chick vom Cylinder bis zu den Fußspitzen, zu Palms, traten an das Pult des Kassierers und präsentierten zwei Anweisungen auf je sechzig Cents, die ihnen mit einem Blick des Erstaunens, aber, da die Anweisungen korrekt ausgeschrieben waren, anstandslos ausgezahlt wurden. Sie treten in's Lokal zurück, suchen sich einen Platz und winken dem Kellner. Der Kellner nimmt die Ordre, traut aber seinen Ohren und Augen nicht. Wie er den Cocktail vor den ersten Speisen bringt und die bestellte Flasche Rheinwein kalt stellt, flüstert er dem Obertellner etwas zu. Der tritt an den Tisch.

Ein „Helloh, Capt'n" begrüßt ihn. Es waren die beiden Omnibusse.

„Helloh Boys. Was ist los mit euch? Warum seid Ihr denn gestern nicht wiedergekommen? Und heute so swell! Habt Ihr am Samstag so viel verdient?

„Well, hundert Dollar pro Mann."

„Was? Hundert Dollar!"

„Ja, hundert Dollar. Wollen Sie ein Glas Champagner mit uns trinken?" Und sie bestellten eine Flasche Sett.

„Warum wir nicht wiedergekommen sind? Well, die Knochen haben uns genügend geschmerzt nach dem einen Tage, und einen zweiten Tag zu arbeiten, hatten wir glücklicherweise nicht nötig". Und nun erzählten sie.

„Unsere Väter hier in New York sind ziemlich wohlhabende, aber sonderbare Herren. Ein paar Millionen hat jeder von ihnen, aber auch merkwürdige Ideen. An große Sparsamkeit sind wir nicht gewöhnt. Und da die alten Herren meinten, wir verbrauchten zu viel Geld, gab es einmal einen kleinen Disput, in dem die Väter behaupteten, wir könnten nicht einen einzigen Tag unser Brot verdienen. Wenn wir's könnten, sollten wir jeder hundert Dollar erhalten. Ich denke, wir haben's gekonnt. Und die Alten waren hier im Lokal, wie wir Ihnen und Ihren Leuten das Geschirr zuschleppten. That's all."

„Und jetzt wollen wir von den hundert hier fünfundzwanzig draufgehen lassen, wo wir unser erstes Geld verdient, uns unsere „ersten Lorbern" geholt haben."

Und das gelang ihnen binnen Kurzem, aber sie hinterließen für jeden der acht Omnibusse des Lokals einen Dollar. Als Andenken an die „Kollegen von einem Tage".

Unterseebahnen.

Die Argentinier weben augenblicklich über den Boden ihrer Staaten ein engmaschiges Schienennetz und haben ein Recht, zu hoffen, daß ihren mit europäischem Kapital gespeisten Lokomotiven ein Reichtümer schaffender und Städte gründender Schwarm von Einwanderern ins Neuland folgt. Mit Plan und Methode unter einheitlicher überlegter Leitung des Staates wollen sie Verkehrsadern ins Leben rufen, die den Yankees vor fünfzig Jahren zunächst der Zufall und dann Spekulationsfieber in den Schoß warf.

Der angeblich so praktische Yankee sah, als er sich vor einem halben Jahrhundert mit der Meßkette in der Hand zum Gang über die erste Trasse einer transkontinentalen Bahn anschickte, keineswegs den ihm nächstliegenden Vorteil. Er dachte nicht daran, sich die Reichtümer des Mittelwestens zu erschließen oder den kürzesten Weg zum neuen Goldland California zu finden. Als Sohn eines Volkes, dessen Wiege Kolumbus auf der Suche nach den Schätzen des Orient entdeckte, und dessen Politik namentlich in China noch heute von überspannten Hoffnungen auf Handelsgewinn im Fernost beeinflußt wird, hing er dem alten Pfadfindertraum vom Seeweg nach Ostindien nach. Vom Seeweg nach Ostindien, der hinter der letzten Schwelle in San Francisco seinen Ausgangshafen finden sollte, sangen vor schlummernden Kollegen die wenigen Kongreßredner, die der Bundesregierung die Lizenz und eine staatliche Hilfe für den Bau der Union Pacific abrangen. Aber schon als die Schienen sich im Felsengebirge, dort, wo heute ein Denkstein steht, „begegneten", schien es überflüssig, auf der Suche nach Schätzen zu Schiffe zu gehen. Die Reichtümer lagen in Kohlen- und Erzgruben hart am Stahlweg, und über Nacht hatte der Pfiff der ersten Lokomotive Großstädte wie Chicago und Omaha, hunderte von kleineren Orten zum Leben geweckt. Aehnliches will und wird Argentinien erleben.

Es dauerte nicht lange, bis der Yankee die Nutzanwendung zog. Er brauchte nicht wie der Europäer Schienen zu legen, um Städte zu verbinden, sondern hatte nur Bahnen zu bauen, um in der Wildnis neue Orte und Märkte aufblühen zu sehen. In sicherer Erwartung des Profits legte er Schienen kurz und lang, kreuz und quer, wo immer ein Platz für Bahn oder Bähnchen zu finden war. So kam der Krach, unter dem noch mehr als der Amerikaner Europa, damals seine Geldtante, litt.

Fortan blickten Kapitalisten der Alten Welt mit Mißtrauen auf Aktien amerikanischer Bahnen, bis ihnen die großen Organisatoren erstanden. Der erste Vanderbilt, ein Binnenreeder, dessen Schiffe den Warenaustausch zwischen New York und Chicago, aber auch dem weiten Becken des Mississippi über das Wasser des Hudsonstromes und des Eriekanals vermittelten, taufte die elf Bahnsystemchen zwischen den beiden Metropolen des Landes auf. Die Reisewelt jauchzte, weil sie während der Fahrt von New York nach Chicago nicht mehr zehnmal umzusteigen hatte, aber die Geschäftswelt glaubte — nicht lange freilich — den bejahrten „Commodore", von senilem Wahnwitz befallen, weil er den Gewinn seines Lebens in Aktien eines Konkurrenzunternehmens anlegte. Er starb nach zehn Jahren als erster amerikanischer Bahnmagnat, um fünfzig Millionen Dollars reicher, und fand Nachahmer. Unter den Großen begann das Spiel, das einst die Kleinen trieben. Ihre Konkurrenzfehden machten es möglich, daß heute die Fahrt von Chicago nach New York nur einen Dollar kostete. Morgen schlossen die Gegner Frieden, und der Reisende oder Frachtsender mußte bluten. Wir kennen das Lied, das die Yankees von ihren Eisenbahnen sangen. Der Leidende war nicht nur das Publikum, sondern auch der Kapitalist. Amerikanische Bahnaktien blieben darum „unsicher". Da kam der Retter. In aller Stille war im alten Kontor einer Firma von Bankiers, die als Tuchhändler begannen, der amerikanischen Bahn- und Finanzwelt ein Alleinherrscher gereift. In Göttingen war der junge J. P. Morgan, ein so guter Mathematiker, daß ein Professor ihm riet, Privatdozent zu werden, aber der Vater hatte ihm einen anderen Weg gewiesen, als er sich zum Händler in Staatsschulden machte. Er übernahm die Verpflichtungen der Union aus dem Bürgerkrieg und lieh dem besiegten Frankreich im Oktober 1870 gegen keine andere Sicherheit als das Wort der provisorischen Regierung in Tours Milliarden zur Fortsetzung des Krieges.

Freilich — bluten ließ er die Franzosen. Sie bekamen nur achtzig von hundert Frank und gaben an Zinsen sechs darauf. Das schlichte graue Haus der Firma Morgan Drexel & Co. in Wallstreet wurde zum Wallfahrtsort aller jungen Yankees, die mit ehrgeizigen Plänen nach New York kamen, weil es solcher Riesengeschäfte fähig war. Eine ganze Generation wuchs in Ehrfurcht vor den Morgans heran, und der junge J. Pierpont brauchte nur noch den Willen, um sich zum Alleinherrscher der Finanzen des Landes zu machen. Der Thron stand bereit. Er saß nieder und hat seine Macht nie mißbraucht. In Schwindel und Korruption ist er der Dollarritter ohne Fehl und Tadel geblieben, immer bereit, auf Riesengewinn zu reiten, aber auch jedem das Seine zu geben. Er eroberte sich Bahn nach Bahn, aber nicht um sie zu leiten, zu dirigieren, sondern um für sich und die Gefolgschaft einen dauernden und sicheren Gewinn zu erzielen, also um die Rechte des Kapitals zu wahren. Dabei hat er viel verdient, aber oft auch viel geopfert, weil er im Gewissen des Diktators das Gefühl der Verantwortlichkeit trug, und darum werden jetzt die Aktien der von ihm abhängigen Bahnen in Amerika als sichere Kapitalsanlage betrachtet. Aber man darf sagen, daß nur er, ein einziger und bejahrter Mann, wie Atlas die Welt der amerikanischen Finanzen auf starken Schultern trägt. Er übt genug Gewalt, um einer Panik, die des Landes unsolides und unpraktisches Banksystem oft bringen muß, durch Macht und Einfluß seiner Persönlichkeit zu steuern. Ob er einen würdigen Nachfolger haben wird, steht dahin.

Die Argentinier haben aus dieser Geschichte eine Lehre gezogen. Nicht private Spekulationslust, sondern der Staat soll ihre Bahnen bauen oder den Bau durch Private überwachen und das Entstehen nachteiliger Konkurrenz verhindern. Er stellte im Jahr 1898 Albert Christian Schneidewind, einen Sohn deutscher Eltern und auf technischen Schulen in Deutschland gebildeten Ingenieur als Generaldirektor an die Spitze des Eisenbahnamts. Herr Schneidewind, der augenblicklich die Industriestaaten Europas bereist, um Ankäufe an Material für die argentinischen Eisenbahnen zu machen, hat bis zum Jahre 1910 die Länge des Schienennetzes seines Geburtslandes verzehnfacht, nämlich von 2000 Meilen auf 30,000 Meilen.

Er hat dabei viel getan, um dem Kapital des Landes, das ihn mit Wissen ausrüstete, Verdienstmöglichkeiten zu bieten. So schlug er Deutschen den Ankauf der Westbahn vor, aber sie zögerten, bis englische Kapitalisten für eine Bahn, welche heute einen Wert von 435 Millionen hat, 160 Millionen erlegten, um einen Reinertrag von fast sechs Prozent zu beziehen. Gleichermaßen ließen Deutsche sich durch Engländer die zunächst ihnen gebotene Möglichkeit zum Ankauf der Andinobahn entreißen. So ist es Tatsache, daß fast nur nordamerikanisches und britisches Kapital aus der noch lange nicht beendeten Erschließung eines überreichen Landes Gewinn zieht. Die Folge mag sein, daß Argentinien auch bei Ankäufen die Industrie der geldgebenden Staaten begünstigt. Man braucht dem Bahnbaumeister, der nicht nur Mann der Praxis, sondern auch der Theorie, nämlich Hochschullehrer ist, nur wenige Minuten zu lauschen, um zu wissen, unter welchen Garantien für Aktionäre der argentinische Staat noch heute Bahnen vergibt. In unproduktiver Gegend baut er sie selbst und veräußert sie erst, wenn sie annehmbare Zinsgarantie bieten.

O. von Gottberg.

Eine Tragikomödie des Lebens.

Im Pariser Stadtteil Montrouge entstand in den letzten Tagen eine Verkehrsstockung; durch die Straßen zog ein ärmlicher Leichenwagen, eine Beerdigung dritter Klasse, aber hinter dem Wagen marschierten in langem Zuge phantastische Gestalten mit großen Schlapphüten; unzählige Künstler und Künstlerinnen aus dem Quartier Latin und vom Montmartre. Und wenn man fragte, wen diese zahllose Gefolgschaft zu Grabe geleitete, so erhielt man die Antwort „Rousseau", schlechthin „Rousseau".

Den man hier zur letzten Ruhe brachte, war eine bekannte Berühmtheit, war der alte, arme Henri Rousseau, der fünfzehn Jahre lang das traurige oder glückliche Opfer Pariser Künstlerübermutes gewesen war. Bis vor einigen Monaten arbeitete der arme Henri Rousseau noch als schlichter Zollbeamter, und seinem ganzen Wesen nach war er nie dazu geschaffen, berühmt zu werden. Aber in seinen Freistunden führte er den Pinsel und malte, und die Kollegen vom Montmatre hatten ihm aus Scherz eingeredet, er sei ein großes Genie. „Sie sagen mir," so erzählte der alte Henri mit einem bescheidenen Lächeln, „ich sei ein echter Primitiver, ich sei der Erste unter den Postimpressionisten. Ich verstehe mich nicht auf Worte, ich bin nur Maler." Und mit einer liebenswürdigen Gebärde wies er den Besucher dann zu seiner Leinwand.

Seine Schöpfungen waren in der Tat geeignet, Verblüffung zu erwecken. Dabei war er ein lieber alter Kerl, alle Studenten und Malschüler hatten ihn gern, und so kam es auch, daß man ihn eines Tages aus Ulk in den Salon des Independants aufnahm und seine grotesken Bilder zum Gaudium der jungen Künstler aufhängte. Es war ein toller und vielleicht auch ein grausamer Scherz. So sah man vor einigen Jahren eine Malerei des alten Rousseau, die er „Jatwiga" getauft hatte, wie er bescheiden versicherte: „Nach einem wunderschönen polnischen Mädchen, das ich einst in meiner Jugend sah." In der Mitte des Bildes sah man auf ein rotes Plüschsofa hingestreckt die Gestalt einer nackten Frau. Aber dieses Sofa stand in der Mitte eines tropischen Urwaldes, den offenbar noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte. Hier mitten in der Wildnis, lag die schöne Jatwiga und lauschte einem Neger, der auf einer Kaktusstaude saß (was, sicherlich sehr unbequem sein mußte) und auf einem wunderlichen Instrument spielte. Zwei Löwen, ein Tiger und eine Klapperschlange krochen, durch die Klänge dieser postimpressionistischen Musik angelockt, aus dem Dickicht und blickten mit sichtbarer Rührung auf die schöne Jatwiga. Paris lachte, aber die jungen Witzbolde trieben den Scherz noch weiter und brachten es dahin, daß ein ausländischer Kunstfreund das merkwürdige Stück als modernste französische Malerei kaufte. Die Freunde erzählten dem alten Henri, er sei nun das Haupt einen neuen Schule, und da er ein wirklich ehrlicher und naiver Mensch war, nahm er alles für bare Münze. Ihm wäre es nie in den Sinn gekommen, daß man sich über ihn lustig machen könne, und die jungen Leute sorgten auch dafür, daß dem alten Rousseau die Enttäuschung erspart blieb. Er saß daheim und malte, die Freunde aber verkauften seine Werke, was sich leicht machen ließ, da er bei allem Fleiß jährlich nur ein Bild fertigstellte. Der Erlös reichte aus, um den Alten über Wasser zu halten, und voll Stolz sagte er immer: „Meine Kunst ist mir Nahrung und Trunk."

Nach der „Jatwiga" verblüffte er Paris mit einem Riesengemälde „Unsere Vorfahren tanzen um den Baum der Freiheit". Inmitten der großen Leinwand — denn Rousseau malte nur räumlich große Bilder — hing auf der Spitze eines Baumes eine rote türkische Mütze und ringsumher tanzten halbnackte Männergestalten, die auffällig populären zeitgenössischen Politikern ähnelten. Am Fuße des Baumes lag ein Stein, auf dem der Alte zwei Verse eines Gassenhauers geschrieben hatte: „Aupres de ma blonde, Qu'il fait bon, fait bon fait bon!" Diese neue Freiheitshymne erregte Stürme der Heiterkeit, Rousseau aber war entzückt, als er bei einem Besuche des Salons vor der Eröffnung eine Gruppe junger Maler einen wilden Tanz um dies Gemälde ausführen sah. Auch hier fühlte er nicht den Spott, seine Augen füllten sich mit Tränen und still sagte er: „Ja, das ist wirklich Ruhm."

Noch kurz vor seinem Tode richtete sich der Sterbende in seinem Bette auf; an seinem Lager waren die Freunde versammelt, und zu ihnen gewandt meinte Rousseau nachdenklich: „Ach, wenn doch der deutsche Kaiser Frankreich die „Jatwiga" zurückgeben würde. Jetzt, da es mit mir zu Ende geht, wäre es mir doch ein schöner Gedanke, das Werk im Louvre zu wissen." Man hatte ihm schließlich erzählt, daß jene berüchtigte „Jatwiga" ein Lieblingsstück in der Gemäldesammlung des deutschen Kaisers geworden sei.

Einschränkung.

„Na, lieber Freund, ist Deine Ehe ein fortgesetzter Hochzeitsmorgen geworden, wie Du einst träumtest?"

„Na, eigentlich mehr fortgesetzter Polterabend!"

Kindliches.

„Wirst Du nun gleich aufhören zu weinen, Du Trotzkopf!"

„Hu — hu — is tann ja nich — es wei — weint ja — von — — von — selber!"

Das Dienstzeugnis.

Doktor (zu seiner abziehenden Köchin): „Ich kann Ihnen leider kein gutes Zeugnis ausstellen."

Köchin: „Das tut nix, Herr Doktor. Schreiben Sie's nur so, wie Sie Ihre Rezepte schreiben."

Dann ja.

„Gestatten Sie, Fräulein Käte, daß ich Ihnen diese kleine Gabe zu Füßen lege?"

„Pardon, aber ich pflege von Herren keine Geschenke anzunehmen."

„Es ist doch nur ein Band meiner Gedichte."

„Dann ja. Ich dachte, es sei etwas Wertvolles."